

Fanny Straumann-Thommen, Waldenburg (1862-1928)

Autor(en): **Straumann, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **57 (1992)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859811>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fanny Straumann-Thommen, Waldenburg (1862–1928)

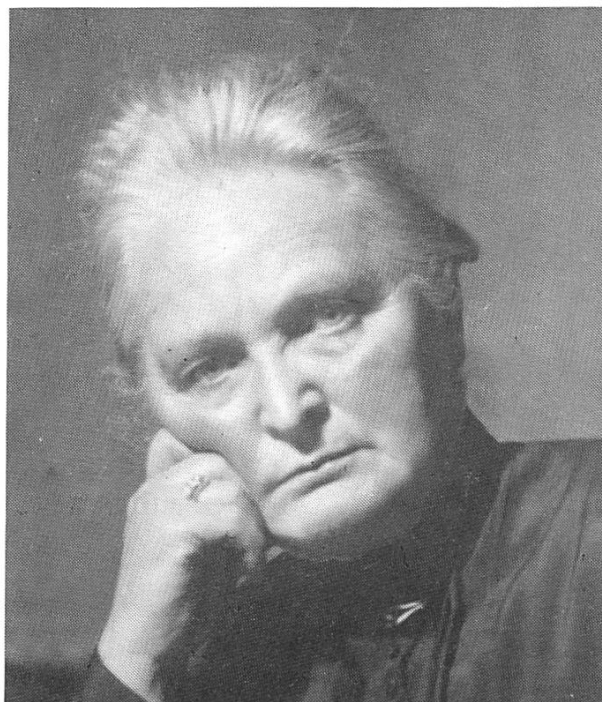
Von *Hans Straumann*

Fanny Straumann-Thommen wurde am 9. September 1862 in Waldenburg geboren. Sie war die älteste Tochter des bekannten Baselbieter Industriellen und Politikers Gedeon Thommen und der Louise geb. Baron. Als das fünfte von zehn Kindern wuchs sie in dem heute als «Alte Bank» bekannten Haus im Städtchen auf. In Waldenburg besuchte sie die Primarschule, kam dann aber zu ihrer Mutter nach Zürich, wo sie die Sekundarschule und später das Seminar Unterstrass besuchte.

In Courtelary absolvierte Fanny einen zweijährigen Welschlandaufenthalt zur Erlernung der französischen Sprache und liess sich in strenger Arbeit im Haushaltswesen ausbilden. Mit 19 Jahren kehrte sie nach Waldenburg zurück, um dem Haushalt ihres Vaters vorzustehen. Diese nicht leichte Aufgabe erfüllte sie trotz ihres jugendlichen Alters zu seiner vollen Zufriedenheit und Anerkennung.

Am 14. Dezember 1886 verlobte sich Fanny Thommen mit ihrem Schulkameraden Dr. med. Hermann Straumann, dem Sohn des benachbarten Küfers und Schlüsselwirts. Während den langen Studienjahren des Jugendfreunds haben die beiden heimlich diesen Tag erwartet. Die Vermählung fand am 20. Oktober 1887 statt. Nach der Praxiseröffnung ihres Mannes im Hause Nr. 20 in Waldenburg begann für die junge Frau ein ganz neuer Lebensabschnitt.

Der glücklichen Ehe entsprossen vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter. Schwer wurden die Mutter und die Familie durch den tragischen Bergtod des ältesten Sohnes Kurt getroffen, der



1923 auf dem Rhonegletscher verunglückte. Der zweite Sohn, der Landarzt, Politiker und Industrielle Dr. med. Roland Straumann, lebt noch heute in Waldenburg.

Fanny Straumann war zeit ihres Lebens der Mittelpunkt und die Seele des Waldenburger «Doktorhauses». Sie sorgte sich vorbildlich um die Erziehung ihrer Kinder und stand ihrem Gatten unermüdlich zur Seite. Dieser hatte von Ziefen bis Holderbank und zwischen Bretzwil und Eptingen eine weitläufige Praxis zu betreuen und entfaltete als Sanitätsoffizier im Aktivdienst während dem 1. Weltkrieg sowie als Landrat und Nationalrat eine vielseitige Tätigkeit.

Am Leid der kranken Menschen nahm die Arztfrau Fanny Straumann regen Anteil und suchte Linderung und Trost zu spenden, wo sie konnte. In dieser Aufgabe kamen ihre vielseitigen Begabungen und ihre gefestigte Weltanschauung zur Geltung. Das Werden und Vergehen in der Natur, die Unzu-

länglichkeit des menschlichen Wissens und Könnens, die unendliche Sternwelt, die Liebe zu den Pflanzen und zur stummen Kreatur haben sie von jeher beschäftigt und geprägt.

Der Ausbildung der Jugend und der Hebung der Volkswohlfahrt hat Fanny Straumann, angeregt durch die ärztliche Tätigkeit ihres Gatten, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Während 27 Jahren hat sie für die Gemeinnützige Gesellschaft Baselland die Leitung der von ihr gegründeten Koch- und Haushaltungsschule in Waldenburg besorgt. Nach der Verstaatlichung der Schule wurde sie vom Regierungsrat als Expertin für das kantonale Koch- und Haushaltungswesen eingesetzt. Ausserdem widmete sie sich der Fürsorge für kranke Wehrmänner.

Innerhalb der Familie war bekannt, dass die Gattin und Mutter an einer Herzkrankheit litt, die sie jedoch nie davon abhalten konnte, ihre gewohnte Arbeit fortzusetzen. Ein Schlaganfall machte am 9. August 1928 ihrem Leben im Alter von 66 Jahren ein Ende. Eine hervorragende und gute Frau war nicht mehr.

Neben ihrer arbeitsreichen Tätigkeit fand Fanny Straumann in ihren seltenen Mussestunden die Zeit, zur Feder zu greifen und in Gedichtform ihren Gedanken Ausdruck zu geben und niederzuschreiben, was ihr Herz bewegte und was das Leben sie lehrte. Bereits 1922 wurde der Gedichtband «Herbstfäden» veröffentlicht. In ihrem letzten Lebensjahr erschien auf der Frauenseite des «Landschäftlers» unter dem Titel «Wenn d'Bättzytglogge lüet» eine weitere Serie von einfachen, aber tief sinnigen, mit einem schlichten S. bezeichneten Mundartgedichten. Am 25. August 1928, gleichsam als Nachruf,

fand eine Leserin im «Landschäftler» die treffenden Worte dazu:

«... hier redet ein Mensch, der um des Lebens Freud und Leid weiss, der berufen ist, andern Wegleiter, Helfer und Freund zu sein. Ein tiefes Verstehen, Mitfühlen und Mitleiden ging wie ein goldener Faden durch die Gedichte, und die schlichten Worte sagten mir so viel mehr als manche schwungvolle Dichtung. Von einfachen Leuten sprachen diese Gedichte, und zu einfachen, unverdorbenen Menschen wollten sie auch reden. Das war Volksdichtung in des Wortes bestem Sinne, Dichtung vom Volk und fürs Volk...»

Ein Jahr nach dem Tode von Fanny Straumann erschienen auch ihre «Bättzytglogge»-Gedichte in gebundener Form. Gerade in unserer schnellebigen und hektischen Zeit ist es angebracht, wenn wir uns durch das in vielen Ort-

Herbst

Ich breche die letzte Rose
Mit stummer, banger Klag':
«Ob wohl im Lenze wieder
Ich Rosen brechen mag?

Ob wohl des Frühlings Wonne,
Der Vöglein Liebesglück,
Der linden Lüfte Wehen
Noch einmal mich entzück'?»

Ob *so* es komm', ob *anders*,
Ich will zufrieden sein.
Mein Anteil Glück und Liebe
War wahrlich nicht zu klein!

(aus «Herbstfäden»,
F. Straumann-Thommen)

schaften noch übliche Ertönen der Betzeitglocke mahnen lassen, eine Weile zu rasten und von der Arbeit aufzusehen. Das ist auch der Grund, weshalb die Nachkommen von Fanny Straumann-

Thommen es nicht für unzeitgemäss gehalten haben, die beiden Gedichtbände in einer kleinen Auflage neu herauszugeben.

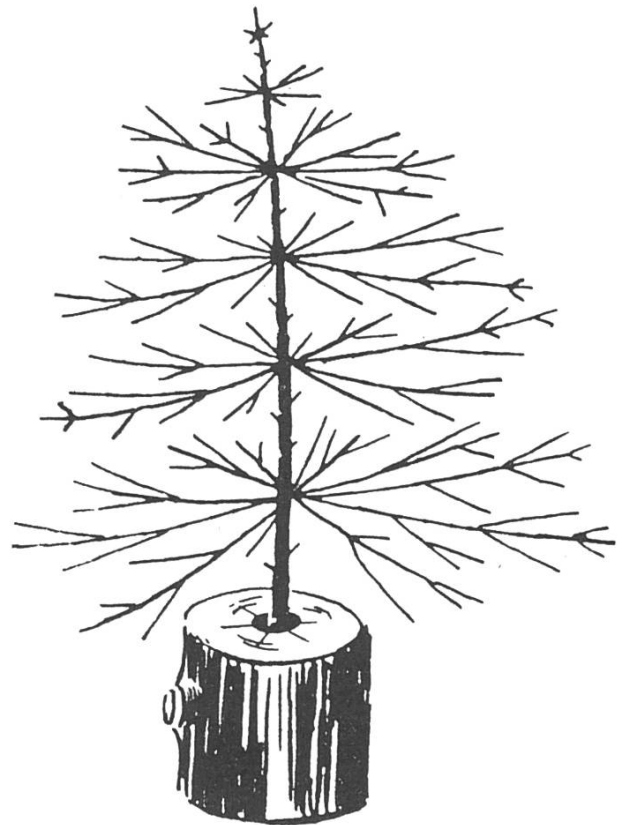
S verschupfti Tännli

Von *Marcel Wunderlin (1921–1987)*

Si hei zwor alli e chly zitteret, sygs gsi vor Chelti oder sygs gsi, will si sich jetzt doch e chli gförchtet hei vor dene beedne Waldarbeiter, wo an sälbem Morge, zwo Wuche vor der Wiehnecht, gege d Liechtig zue gstampft sy. Do si die schönschte Tännli in Reih und Glied gschtande, wie amme d Soldate uffem Gitterli unde, und hei scho lang uff d Wiehnecht gwartet.

Die zwoe Manne, dr Kari und dr Otti, hei d Händ usem Sack gno, hei s Baumsägli, wo sie amene Schnürli ums Handglänk umme gha hei, an Bode gleit, hei d Doopehändsche aagleit und, wo si d Zipfelchappe no-n-e chly mehr über d Ohren abe zoge gha hei, si si dra hi. Wie me das eso macht, eigentlich gar nit fyrilig, hei si die Bäumli, eis ums ander, öbbe handbreit überem gforene Waldbode, mit drei, vier sichere Schnitt, wo wie duren Anke dure gange sie, abghaue und sen am Bode lo ligge.

Vom Sägle isch dr Ryfe ab de Zwygli gheit und het ganz fyn griselet im dürre Gras. Wo sich die Tännli s Ligge e chly gwohnt und wieder e chly nuefer gsi sy, hei si sich afoh überlegge, wo es se ächt aneschloht, in was für e Schtube, zue was für Lüt? Die grössere und ältere hei gwusst, ass si in e Schuel, e Schpital oder gar in e Chilchen ine z stoh chömme und hei fascht e chli schtolz uf die



andere abe gluegt. Aber au die chlyne hei gwusst, ass sie öbbis Bsunders si, und si nit weniger schtolz gsi, denn nit jedes Bäumli im Wald usse chan es Wiehnachtsbäumli wärde.

S isch nit lang gange, do hett me vo wytem e Fuehrmaa ghört hüschte und hotte, und e paarmol hett er öbbis grueffe und d Waldarbeiter hein em Antwort geh, ass er gwusst hett, won er muess anefahre.

Wo dr Noldi, wie dr Fuehrmaa gheisse het, uff d Liechtig cho isch, hett er zerscht dene beidne Ross e gwüfleti Decki aagleit, drno hett er umständlig e Stumpe aazunde und e zytlang schneewyssi Wülkli gegen e graue Winterhim-

mel ufe bloose; me het fascht gmeint, d Ross rauchen au, eso wyss hett es zue ihrne Naselöcher use dämpft.

Am andere Ändi vo däm Tännliplatz hei dr Kari und dr Otti scho afoh Bäumli zämmeträge, und jeden isch mit em e grosse Arvel em Fuehrwärich zue cho. Wo s im Stedtli unde ölfli glütete hett, si si mit uflade grad fertig gsi. Dr Otti hett jedem no e Schluck Oepfelbrennts us syner Wäntele geh, und nochhär hett jede no ein vom Fuehrmaa syne Stümpe undere vom Ryfe wysse Schnauz gschteckt.

Die zwee Waldarbeiter si scho uf em Waagen obe ghockt, und dr Noldi hett welle d Mechanik los lo, do gseht er halb underem Hinterwaage no ne schön chlys Bäumli ligge, wo allwäg eim vo deene beedne, bim Uuflade, abegheit isch. Er hetts gno, hetts zwüsche die anderen ine gschteckt, und dr Wald ab ischs's gange, im Stedtli zue – in d Ryt-halle.

Am Nomittag hei die zwee Waldchnächte jedes Bäumli in e vorglochte Tanneträmel gschteckt und hei en Art Uusschtellig gmacht, ass d Lüt die Tännli schön vo allne Syte hei chönne aaluege.

De Bäumli hett's aber in dere Halle lang nit so guet gfallte wie vorhär im Wald, wo si nöcher bynenand gschtande si, enand hei chönne e chly warm geh und mitenand hei chönne plaudere. Au isch keis Rehli oder Häsli zue ihrne Füess cho schloofe und keis Vögeli uff es Eschtli cho singe, aber will si alli vo der hüttige Uufregig und der lange Reis müed gsi si, hei si nit lang im Wald nochgschtudiert und si gli ygschloofe. Am andere Morge si d Lüt cho, wo hei wellen es Bäumli chaufe. Meischtens sis Fraue gsi, öbbenemol au en ältere Maa oder grösseri Chinder. Es isch gwärweisst worde, weles ächt s schönschti und s greedschti sig, mängisch hett me

se am Güpfi packt und usem Trämel usegrisse, zringsum dreiht, ass ene fascht trümlig worden-isch, drno hett me se halbbatzig wieder inegschteckt oder eifach an Bode gheit. – E Frau, wo d Händ im ene roschtrote Muff inne versteckt gha het, isch höchnäsigg wieder use und hett gseit, s'heig numme Bääse, si göng zum Gärtner go luege, dä heig vill schöneri us sym Privatwald. Dr Förschter in sym grüne Lodemantel und si Ghilf mit de glänzige Gamaschen an de Bei und dr grosse «Milchmannetäsche», won er als Kasse bruucht hett, hei enander numme aagluet. Aber au de zruggblibene Bäumli hett's e Stich ins Mark geh. Denn jedes hett sich dure Summer dure redlig Müeh geh, graduff gege d Sunne zstoh, und die grössere Tanne hei se immer wieder dra gmahnt, öbben eso wie's d Mütterere de Chinder amme noocherüeffe, wenn si uff e Schuelwäg gönge. No ne paar Tag isch d Halle leer gsi, bis uf die ville leere Trämel, e paar Hüffe Tannechries und ganz hinde im Halbdunkel eusers Tännli, wo scho bim Uuflade fascht vergässe bliben isch. – Es hett's eifach nit chönne begriffe, ass die ville Lüt nummen anem vorby gloffe si und s gar nit aagluet hei, s hett doch nit schlächter usgseh ass die ville andere, im Gegeteil, es isch eis vo de schönschte und glychmessigschte gsi. Die Heiligi Nacht isch all wie nöcher gruckt, und all Tag hett das chlyne Bäumli ghofft, es chömm's doch no öbber cho hole, aber es hett sich niemerts me in der chalte Halle lo blicke, und wo's am Heiligen Obe hett afoh dimbere, hett's d Hoffnig uufgeh, und s isch sich regelrächt verschupft vorcho. Gar niemerem hett's chönne si Leid chlage, und s hett sich chuum getroue dra z danke, wie's sich gfreut hett, es Wiehnechtsbäumli z wärde, mit

farbige Chugele an den Eschtli und mit ville, ville Cherzeliectli, wo sich in den Aeugli vonere Schar Chinder gschpieglet hätte. Es hett sich scho vorgstellt gha, wie das eso weer, in ere warme Schtube inne, wo's nach Manderindli und Läbchueche schmeckt, und es hätt so gärn emol ghöre Wiehnechtsliedli singe. Aber vo all däm isch jetzt nüt gsi, und s Bäumli hett schtill afoh griine.

Uf eimol hett's Schritt ghört, s hett gyxt und gyret, d Tür isch ufgange, s Liecht isch aazunde worde und dr Otti isch mit eme Pfadimeitli inecho. Si hei es Momänt umme gluegt, s Meitli hett uff's zeigt, isch uff's zue cho, hett's süferlig usem Trämel use glüpf und s an sich anedruckt, wien-es-chlys Chindli. – Eusers Bäumli isch zerscht e chly verschrocke, wo's eso plötzlich us syne trüebseelige Gedanke ufgschreckt worden isch, drno isch's em aber wohl und warm worde, wo's eso fyrilig zue dere grosse, leere Halle us treit worden isch. S Meitli hett im Otti derfür dankt, ass er em zum ene Bäumli ver hulfe hett, und so spoht no mit em cho isch, drno hei si enander schöni Wiehnecht gwunsche und si vonenander.

S Meitli het vor luuter Freud afoh hüpfte, denn hett's afoh schprunge, dr Hübel durab in undere Gschdadig, wo's voremene chlyne niedere Hüüsli an e graui Tür böbberlet hett. Au in sym Härzli hett's böbberlet, und wo's umme gluegt hett, gseht's, ass hinder e paar Fänschter vo de Nochberhüüser scho d Wiehnechtscherzli an de Bäumli brenne, und neume här hett men e Blockflöte ghöre töne. S isch e Zytlang

gange bis dr Schlüssel dreiht worden isch und die alti Frau Guldefels vor ihm gstanden isch. Si hei enander gueten Obe gseit, und s Meitli hett gfrogt, öbs dörf inecho und mit ihre Wiehnecht fyre, s Bäumli heig's mitbrocht, d Cherzli au und do heig's no e Päckli für se . . .

Das alt Mütterli, wo niemerts me gha hett, wo an's dänkt, loht sichs Tännli uff s Tischli mit dr ghöggelte Decki schtelle, e Holzchrüz isch im hau do gsi, drno hett's usem Chaschtefuss en alti bruuni Spoonschachtel füregno und hett Baumschmuck us gälem Sydepapier useglyret, wien en eusers bravi Meitli no nie gseh hett: Hirschli, Chörbli, Hüüsli, Fässli, Störchli, Vögeli, Glöggli, glesigi Yszäpfe, Aengeli, Chugele wie Zitrone in alle Farbe, versilbereti und vergoldeti Föhrebippeli und vill, vill anders – zlescht no ne wunderbare Schtärn für uf s Güpfi ufe. In churzer Zyt isch s Bäumli gschmückt gsi, und s Meitli hett d Cherzli aazunde. S Mütterli hett verschtohle e Freudeträne usem Augewinkel gwünscht, hett bschtändig der Chopf ganz langsam gschüttlet und het numme immer wieder gseit: «Nei, so öbbis – nei, so öbbis . . .»

Eusers verschupfti Bäumli aber hett gwüsst, ass äs, äs wo so lang hett müesse warte, s schönschti Wiehnechtsbäumli worden isch und vor luuter Freud hett's sich emol ganz lys gschüttlet, ass die chlyne silbrige Glöggli hei afoh chlinge. Nodisno si d Cherzli verlöscht, und eusers Bäumli hett seelig im Wiehnechtsmorge entgegeträumt.

Der vor fünf Jahren, am 15. November 1987, verstorbene Liestaler Grafiker, Radioredaktor und Mundartdichter Marcel Wunderlin machte um 1960 seine ersten literarischen Versuche. Die ausschliesslich in Prosa verfassten Texte erschienen 1962 in einem Privatdruck. Darin findet sich auch die obige Weihnachtsgeschichte als einziger Mundarttext. Wir haben ihn in der damaligen Schreibweise belassen. Die Illustration stammt ebenfalls aus der Hand des Verfassers.